

Otto Carl Erdmann von Kospoth war eine schillernde Figur unter den Komponisten von Rang des 18. Jahrhunderts. Zu Lebzeiten erfolgreich, nach seinem mysteriösen Tod vergessen, soll seine Musik am 6. Juli 2008 zu den Stelzenfestspielen in der 1000 Zuhörer fassenden Festspielscheune wie Phönix aus der Asche steigen. Ein Kospoth-Konzert gab es vor einem Jahr bereits in der Klosterkirche in Seoon. Doch nicht dieses Konzert brachte den Spiritus Recitor der Stelzenfestspiele Henry Schneider auf die Spur des im nahen Mühltruff einst beheimateten Kospoth.

Im Ruhestand hatte der in München lebende Nachfahre des Komponisten, Carl-Christian von Kospoth, endlich Zeit, einen Koffer mit Familienerbstücken zu sichten. Den Koffer hatte die Familie gerettet, als das seit dem 12. Jahrhundert in Mühltruff lebende Grafengeschlecht 1945 vertrieben wurde. In diesem Koffer lag das Tagebuch einer musikalischen Reise, das Otto Carl Erdmann 1783 geführt hatte. Mit Hilfe des Musikwissenschaftlers Robert Münster und des Anton H. Konrad Verlags wurde aus dem Tagebuch ein sorgsam editiertes und schön anzusehendes Buch. Auf dieses wiederum machte ein Münchner Fan

der Stelzenfestspiele Henry Schneider aufmerksam. Der war begeistert vom schillernden Leben des Komponisten. Doch den Gewandhausmusiker faszinierte auch Kospoths hintergründiger Humor, von dem das 1782 in Schleiz publizierte Versepos „Die Geschichte der Möpfe“ zeugt. Das Gedicht ist dem Lieblingshund namens Hanswurst einer königlichen Hoheit gewidmet. Und Schneider entdeckte in München, Dresden und Potsdam die Partituren Otto Carl Erdmanns. Eine Sinfonie, eine Geigen- und Violoncello- und Vokalwerke erklingen nun in Stelzen und vielleicht wird 2009 dort eine der Opern des Grafen aufgeführt.



Schloss Mühltruff, das heute als Museum und für Veranstaltungen genutzt wird.

(Foto: Simone Zeh)

Musik und Moneten

In diesem Sommer wird in Stelzen der Komponist Otto Carl Erdmann von Kospoth (1753 - 1817) wiederentdeckt

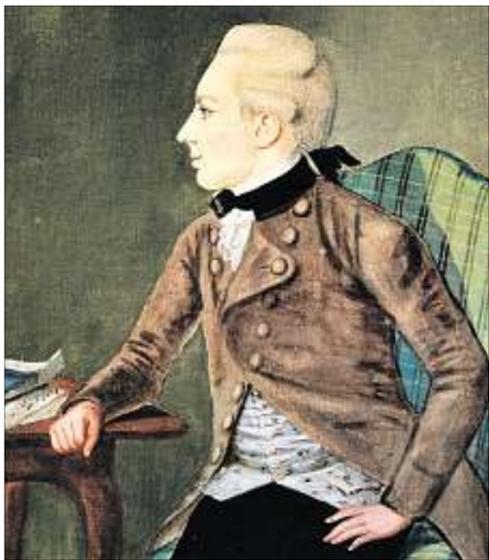
Von Angelika Bohn

An einem Junimorgen 1817 schrecken die Bewohner von Mühltruff aus dem Schlaf. Das Schloss brennt lichterloh.

Während alle Bewohner das Weite suchen, bleibt der Graf, Otto Carl Erdmann von Kospoth, gelassen. Er habe nicht von dem Buch aufgesehen, berichtet der Chronist. Ein Feuersegen, soll der Graf lächelnd erklärt haben, schütze ihn vor den Flammen. Doch dann stürzt der Turm zusammen und begräbt den Grafen unter Asche und Trümmern. „Sein Feuersegen hatte ihm nicht geholfen“, notiert der Zeitzeuge. Aber, der Leichnam des Grafen wird nie gefunden.

War Otto Carl Erdmann zu Kohle und Asche verbrannt? Oder nutzt der Graf die Gunst der Stunde und macht sich aus dem Staub? Vielleicht Richtung Amerika. Hatte er doch 35 Jahre zuvor, in glanzvollen Zeiten ahnungsvoll gereimt: „Es reiste einst incognito/ein Mann von hier nach Mexico, um dort, so ganz verstoßen –/ ein Klumpen Gold zu holen.“

Gründe, auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden, hätte der 1753 in Mühltruff geborene Graf viele. Denn 1817 hat ihn längst seine schöne Frau verlassen. Die Verwandten misstrauen ihm, die Mühltruffer misstrauen ihm. Otto Carl Erdmann von Kospoth ist bittler, als sich seine Spur im Brand verliert. Dabei macht er als junge Mann eine glänzende



Otto Carl Erdmann von Kospoth (Gemälde: Privatbesitz)

Karriere am Preußischen Hof. Wird Kammerherr beim Alten Fritz. Heiratet mit 20 eine gefeierte und vermögende Schönheit. Es heißt, hinter der Gräfin her sei ganz Berlin, auch der Thronfolger, den das Volk den dicken Luderjahn nennt.

Der junge Kospoth ist ein in Europa gefeierter Komponist. Allein zehn Opern zählt sein Oeuvre. Und mit seinem Tagebuch einer musikalischen Reise

im Jahr 1783 „Von Berlin nach München und Venedig“ überliefert der vor Selbstsicherheit strotzende Autor ein authentisches Zeugnis der europäischen Musikkultur vor der Französischen Revolution.

Die Dinge nehmen eine verhängnisvolle Wendung, als Otto Carl Erdmann ins Vogtland zurückkehrt und beschließt, das in der großen weiten Welt gesehen in Mühltruff nachzuahmen. Er



Notenblatt aus Kospoths „Miserere mei Deus“

lässt ein neues Schloss bauen, legt einen englischen Park nebst See an. Aber die Unternehmungen verschlingen Geld, das er nicht hat. Der Graf sinnt auf Abhilfe. Er lässt nach Vitriol und Steinkohle graben, kauft ein Alauwerk, versucht sich im Silberbergbau und als Alchemist und will schließlich Gold machen. Doch immer ist die Brühe teurer als das Fleisch. Um die leeren Kassen aufzufüllen, verlässt Carl Erdmann den Pfad der Tugend. Er treibt mit Land, das ihm nicht gehört, Handel und wird als Falschmünzer aktiv. Der Graf verliert alle Achtung im Ort, seine eigene Ortgerichtsbarkeit stellt gegen ihn Strafantrag. Schließlich werden die gräflichen Güter unter Zwangsverwal-

tung gestellt. 1805 muss er sein Gut verkaufen, darf aber in den Hinterstuben des Schlosses bis zu seinem Lebensende wohnen bleiben. In den Hungerjahren 1816 und 1817 steht der heruntergekommene und von allen guten Geistern verlassene Graf in einer Schlange mit den Mühltruffer Armen. Sie warten, dass ihnen ein paar Kartoffeln zugeteilt werden. Am 23. Juni dann brennt das Schloss...

Otto Carl Erdmann von Kospoth: „Von Berlin nach München und Venedig. Tagebuch einer musikalischen Reise im Jahr 1783“, Anton H. Konrad Verlag, Weißenborn 2006. 144 S., zahlreiche Abbildungen, 29,90 Euro
Programm der Stelzenfestspiele bei Reuth: >> www.stelzenfestspiele.de

Gersche Guschen küssen nicht

Thüringer Spitznamen auf der Spur

Von Rainer Hohberg

Wer sich zwischen Roschütz und Debschwitz, Laasen und Lusan erkundigt, warum die Geraer „Fettguschen“ genannt werden, muss sich auf mancherlei gefasst machen.

Der eine Angesprochene zuckt ratlos mit den Achseln. Dafür springen ungefragt drei andere ein, die es einem genau erklären. Allerdings jeder anders. Die kürzeste Antwort war, dass hier in Gera die erste Fettbemme der Welt geschmiert worden sei. Die meisten meinen indes, dass der Spitzname von der – um es höflich zu sagen – Vorliebe der Geraer für gutes und kräftiges Essen herrühre. Höflich sagt man es allerdings selten. „Fress- und Sauf-Gehre“ heißt bekanntlich der zweite Spitzname der Stadt. Neben „Fettguschengere“ sind auch Bezeichnungen wie „Biergere“ und „Freßgere“ verbreitet. Woher kommen derlei Begriffe, woher rührt der derbe Ton? Haben die Geraer dereinst üppiger als anderswo den leiblichen Genüssen zugesprochen?

Zumindest scheint es aus Sicht der Nachbarn so gewesen zu sein. Wie überliefert ist, sind diese Namen nicht in Gera selbst, sondern im Umland der Stadt erdacht worden. Vor allem die humorvollen Bewohner des Holzlandes sollen dahinter stecken. Um sich „einen Groschen“ zu verdienen, kamen die Holzländer früher als Händler, Handwerker oder Dienstboten gern nach Gera. Das war in Zeiten der blühenden Textilindustrie eine ausgesprochen wohlhabende Stadt. Prachtige Bürgerhäuser und Villen zeugen davon bis heute. Auch die berühmten Geraer Höhlen mögen so manchen in Erstaunen versetzt haben – was für ein Aufwand al-

lein für die Lagerung des lieben Bieres! Den armen Holzländern jedenfalls scheint die schöne Stadt am Elsterstrand wie ein Schlaraffenland erschienen sein, wo auch die Faulen trefflich Fettlebe machen konnten. Dieser Zustand wird seither „Gersche Krankheit“ genannt und folgendermaßen beschrieben: „s Essen schmeckt mer, s Trinken schmeckt mer, egal miede, keene Lust zur Arbeit, un där Doorscht!“

Daneben ist auch die Ansicht verbreitet, dass der alte Kosename auf das Sprechorgan der Geraer zielt, ihre „grussen Guschen oder Bebben“, und auf ihren „eenzardchen Diäleggd“. Wunder schöne Ausdrücke wie quaddern, kusen, babsen, die kaum in eine andere Sprache der Welt zu überset-



zen sind, kennt dieser Dialekt. Typisch ist es, an ‚ich‘ und ‚du‘, wenn diese Wörter alleine stehen, ein neckisches ‚e‘ anzuhängen: ‚Iche?‘ – ‚Nee, due?‘ Inzwischen gilt jungen Geraern übrigens der Gruß „Bis denne!“ als besonders fettguschenmäßig.

Die heute bekanntesten Fettguschen der Stadt dürften die von Verana und Volker Wendt geschaffenen Holzplastiken in der Florian-Geyer-Straße sein. Es ist oft darüber gestritten worden, was die beiden Rundguschen eigentlich tun: Reden oder essen sie? Also reden bestimmt nicht! Ein richtig „rundes“ o, ö, u oder ü bekommen waschechte Gersche nämlich gar nicht über die Lippen, wie es der Geraer Dichter Hermann Lubold alias Peter Boll so schön beschrieben hat: „...nich emol bein hibschesden Sachen griechmer die Gusche rund: mer küssen nich, mer kisen, indem mer unsere Lefzen wie ä Gummiband breed ziehn.“

Raketenbau im Nordhäuser Kohnstein

Dokumentationsband des KZ Mittelbau-Dora

Von Annerose Kirchner

Schutt und Schrott und ein originaler Grubenhund sind symbolische Wegweiser für den Besucher der ständigen Ausstellung in der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora in Nordhausen. Seit September 2006 wird hier auf rund 430 Quadratmetern die Geschichte dieses Lagers dokumentiert. Der kürzlich erschienene Begleitband zur Ausstellung „Konzentrationslager Mittelbau-Dora 1943-1945“ (Wallstein Verlag, Göttingen, 212 S., 238 Abb., 14 Euro) wurde von Jens-Christian Wagner, dem Leiter der Gedenkstätte, herausgegeben.

Durch die Luftangriffe britischer Bomber 1943 auf Peenemünde war die Produktion der „Wunderwaffe“, der V-2-Rakete, bedroht. Trotz der absehbaren Kriegsniederlage ging die Raketenproduktion weiter. Das unterirdische Stollensystem im Kohn-

stein bei Nordhausen wurde wegen ihrer besonderen Lage für eine Verlagerung ausgewählt. 60 000 ausländische Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und politische Häftlinge arbeiteten unter unmenschlichen Bedingungen über und unter Tage in Produktion und Montage. 20 000 von ihnen kamen um.

Über die Ausstellung hinaus berichtet die Publikation über die Hölle im Lager, erklärt Begriffe wie „Dora“, „Mittelbau“ und „Mittelwerk“. Neben Häftlingschicksalen, darunter die von George Stein und Dora Birnbaum, stehen die Biografien der Täter wie der Kommandant Otto Förschner, 1945 wegen seiner Verbrechen zum Tode verurteilt. Bilder des Unfassbaren dokumentieren die Ermordung von über 1000 Mittelbau-Häftlingen am 16. April 1945 in einer Feldscheune bei Gardelegen und die Befreiung des Lagers Dora.

Mit Radon in die Zukunft

An diesem Sonntag wird das Schaubergwerk Morassina in Schmiedefeld 15 Jahre

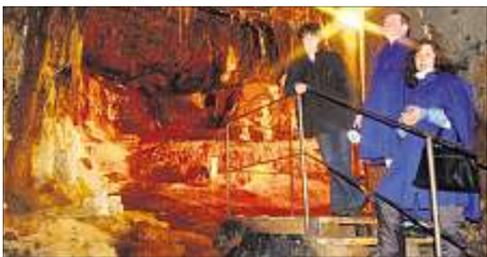
Von Robert Mailbeck

Die Wismut förderte aus ihr Uranerz, sie steht im Guinness Buch der Rekorde und Alexander von Humboldt rettete durch einen Besuch bei ihr den preußischen Kartoffelanbau. Auf eine vielfältige Geschichte blickt die Morassina am Sonntag ab 14 Uhr zurück, wenn das Schaubergwerk in Schmiedefeld zwischen Neuhaus und Saalfeld sein 15. Jubiläum feiert.

Ausgestattet mit herzoglichem Privileg bauten im 17. Jahrhundert bis zu zehn Bergleute Alaunschiefer ab. Diesen verarbeiteten dann vor Ort rund 20 Männer zu Alaun, Vitriol und Schwefel. Nebenbei wurde übrigens auch ein klein wenig Gold und Silber gefunden. Schwefel in Verbindung mit Kräuterextrak-

trakten und Morassina-Wasser – nach einem Geheimrezept vermischt – verwendeten etwa umherziehende Buckel-Apotheker nicht nur gegen Darmkrankheiten, sondern auch zur Potenzförderung. Doch der Beginn der chemischen Alaun-Herstellung Mitte des 19. Jahrhunderts führte zum Niedergang der Morassina, die nach einem früheren Besitzer benannt wurde.

Zum Glück fanden die Bergleute nur ein paar Meter weiter Arbeit im Eisenerzabbau. „Für die Bergleute gab es kein soziales Elend“, betont Morassina-Chef Klaus Müller. Sie gehörten sogar zu den gebildetsten Menschen im Ort. Denn 1792 besuchte Alexander von Humboldt die Morassina und wies an, die Bergmannskinder im Rechnen, Lesen und den zehn Geboten zu unter-



Knapp 11 000 Gäste kletterten im Vorjahr unter die Erde.

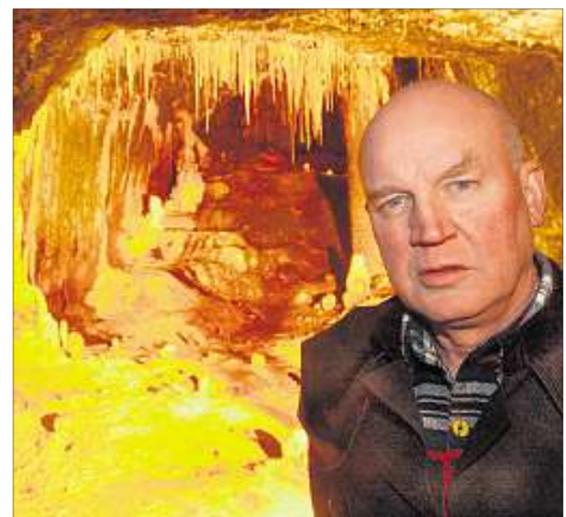
richten. Dazu organisierte er die erhellende Alaunschiefer-Förderung neu und rettete den bedrohten preußischen Kartoffelanbau, da aus Alaun und Vitriol Dünger und Schädlingsbekämpfungsmittel hergestellt wurden.

Doch die unbenutzten Höhlen gerieten bis 1900 in Vergessen-

heit. Erst das Jahr 1910 brachte eine Wende, als in der Morassina das Gas Radon nachgewiesen wurde, das bei der Entstehung hochreiner Luft beteiligt ist. In der Morassina könne sogar individuell der Anteil der Luftbestandteile eingestellt werden, berichtet Müller.

Nachdem die Wismut in den 50-ern den Uranerzabbau aufgab und stattdessen die Tropfsteinhöhlen gefunden wurde, begann ein 40-jähriger, vergeblicher Versuch, eine Schaugrotte zu eröffnen. Erst eine Kulturbund-Ausstellung über Schmiedefeld und Morassina brachte 1989 den Durchbruch. Ab 1993 kletterten die Touristen durch das 3,5 Kilometer lange Höhlensystem auf drei Etagen, das durch seine Einzigartigkeit 1996 ins Guinness-Buch der Rekorde kam.

Und mit Radon hat Schmiedefeld noch einiges vor: So soll an der Morassina, das sich in Gemeinde-Hand befindet, ein Gesundheitszentrum entstehen. Kneipp-Becken und Kneipp-Wanderwege sind fertig, Planungen für ein Therapie-Bereich laufen. www.morassina.de



Seit 1990 leitet Klaus Müller die Morassina. In dem Schaubergwerk wurde ab dem 17. Jahrhundert zunächst Alaunschiefer abgebaut. Die Tropfsteinhöhlen entdeckte man erst in den 1950-er Jahren. (Fotos [2]: OTZ/Klaus Moritz)